

Die Gesellschaft und ihre Gewohnheiten

Musterungen des Impliziten

© Michael Kröger 2023

"Ich schätze (...) die historische und implizite Darstellung"

Martin Warnke, *Schütteln Sie den Vasari*, Göttingen 2017, S. 59

Sozial, unsichtbar, lautlos

Wenn die Gewohnheit nach Aristoteles eine zweite Natur ist, wie lässt sich dann heute über sie und mit ihnen und ihren Folgewirkungen sprechen? Was ist eigentlich der tiefere soziale Sinn von andauernd und unverdrossen weiter gelebten Gewohnheiten? Zuerst natürlich die Tatsache, dass wir immer erst im Nachhinein wissen, wie sehr wir durch die Macht von (vor allem Konsum-) Gewohnheiten geprägt sind. Wie niedrig ist eigentlich die Anspruchskultur, die speziell durch Gewohnheiten vermittelt wird? Gewohnheiten haben den systemischen Nachteil, dass sie Abweichungen eher distanziert-kritisch bis ablehnend gegenüberstehen und eher weniger Verständnis für Alternativen geschweige denn die Inanspruchnahme von Risiken zeigen. Gerade in Krisenzeiten wie heute stehen alte Gewohnheiten und damit vermeintliche Sicherheiten hoch im Kurs. Gewohnheiten dämpfen Konflikte, die Alternativen vorschlagen und versuchen diese zu exkludieren. Der Preis, den die Gesellschaft für die lautlose Orientierung an brav eingehaltenen Gewohnheiten ihrer BürgerInnen zahlt - der bequeme Hang zur mitverschuldeten Ideenlosigkeit eines mechanischen Immer-weiter-so - ist auf lange Sicht hoch und leider nur implizit, durch vergleichendes Nachdenken hindurch, wahrnehmbar. (Armin Nassehi, *Gibt es eine Polarisierung?* (26.9, 2022) <https://kursbuch.online/montagsblock-189/>)

Entsteht eine Gewohnheit nicht zuallererst durch einen Rückblick - aus der Zuschreibung einer Gegenwart auf der Grundlage der Hochrechnung (Beobachtung) ihrer vergangenen Gegenwarten? Und: Entsteht nicht im Grunde bereits die bekannte Frage, was denn etwa Kunst sei, nicht ihrerseits inzwischen aus einer Art kommunikativen Angewohnheit? So wie es in der Kunst Sieger und Siegerkunst (Wolfgang Ullrich) gibt, gibt es im Fall von Gewohnheiten Situationen, in denen die an ihre Gewohnheiten Gewöhnten an ihren Privilegien und alten Mustern festhalten wollen. In beiden Fällen geht es um die Beschreibung von Verhältnissen zwischen Macht und deren veränderbaren Selbstverhältnissen. Aktuell entsteht heute besonders soziale Gewalt implizit als rhetorischer Effekt:

durch den jetzt realisierten Vergleich zwischen einer Problemwirklichkeit und einem zugrunde gelegten häufig rechten Narrativ. Indem die polarisierenden, vermeintlich ausgeschlossene Akteure etwa von einer Bedrohung/Veränderung des demokratischen Systems ausgehen, wird eine systemische Leerstelle in der Gegenwart erzeugt, die explizit auf tradierte ideologische Gewohnheiten Bezug nimmt, welche das herrschende System unterlaufen können sollen. Gewohnheiten sind so gesehen so etwas wie die impliziten sozialen Brennpunkte, an die streitbar gemachte öffentliche Kommunikation anschließen kann.

Kunst trifft Gewohnheit: *Gewohnheit / Aktivierung*

Was geschieht, wenn man eine Gewohnheit als ein soziales Medium mit der Kunst als einem ästhetischen Medium in Beziehung setzt? Das Problem des impliziten Macht-Anspruchs durch Kunst und deren Instrumentalisierung von Erwartungen bildete eine der Kernfragen im Werk Martin Warnkes. "*Was nützt es sich Farben zu besorgen, wenn man nicht weiß was man malen soll?*" zitierte Martin Warnke offenbar bewusst übertragungsfähig und anspielungsreich aus den Essays von Michel de Montaigne (Martin Warnke, *Bildwirklichkeiten* Göttingen 2005, S. 63) Gewohnheiten repräsentieren in diesem Sinne Wahlmöglichkeiten, sozusagen die Farben des gegenwärtigen sozialen Lebens, die *ungenutzt* bleiben.

Vergleiche, die neuartige Pfade und leere Räume eines Denkens erzeugen, formulieren einen erweiterten Anspruch, deren Wirkungen und Auswirkungen nicht berechenbar sind. Auf den ersten Blick erscheint eine Gewohnheit nichts weiter als eine Lebensform im Hintergrund zu sein, die zur Gewohnheit geworden ist; aber auch Gewohnheiten unterliegen einem Wandel in ihrer aktuellen Bewertung. Kunst ist sicherlich ein bewusst gemachtes Gegenteil einer Gewohnheit, die sich anfangs als merkwürdig unerkannte Größe beobachtet. Allgemeiner gesagt: Gewohnheiten bringen Verhältnisse zur Sprache in denen sich implizite Wirkungen mit der Macht, die in ihnen einen Ausdruck findet, überkreuzen. *Kunst* ist in selbstähnlicher Weise ein Verhältnis, eine implizite *Form gewordene Wirklichkeit*, die Wirkungen ebenso freisetzt wie sie deren Macht auch für eigene unsichtbare Zwecke instrumentalisiert. Gewohnheiten sprechen als tradierte historische Muster auf doppelte Weise: sie erzählen uns von den impliziten Ansprüchen ihrer Anwender *und* von der Gewalt, die in diesen formal zum Ausdruck kommt und jene kommentieren.

Jede Erkenntnis beruht wie auch deren spezifisch angewandte Gedanken auf Voraussetzungen. Sie fungieren wie Medien, die wir *als Gewohnheiten* anwenden oder umgekehrt auch bewusst aktivieren und steigern können. In beiden Fällen kennen wir nicht unbedingt die Folgen dieser Handlungsweisen aber die Strukturen wie sie sich in und mit Hilfe von Gewohnheiten materialisiert

haben. Inzwischen ist deutlich geworden: Die Differenz **Gewohnheit/Aktivierung** kann heute als ein Trigger des ästhetischen Arbeitens in der Moderne angewendet werden. Das Formulieren eines erweiterten *Anspruchs* ist ein Anlaß die Gegenwart (etwa diejenige von KUNST) durch die Brille einer möglichen Zukunft zu betrachten. Im Unterschied zur *Gewohnheit*, die sich aus den Ritualen einer Institution langsam gebildet hat, kennt die Arbeit am eigenen Anspruch die Dimension ihrer Aktivierung, die darauf zielt, Wirkungen in bewußter Weise hervorzurufen. Eine *Kunst ohne Anspruch* wäre demnach keine bekannte oder anerkannte Form Kunst, sondern einfach gesagt: eine gewohnheitsmäßig verlebte Zeit.

Wie lassen sich nun aber im Kunstkontext eigentlich Gewohnheiten als erweiterte ästhetische Praktiken bestimmen? Bezeichnend ist ja , dass wir heute dazu tendieren auch scheinbar negativ besetzte Größen wie die Gewohnheit, in einem anderen Kontext betrachtet, neu zu bewerten. Was zunächst als vertraute Gewohnheit etwas sehr gewöhnlich klingt ist in Wahrheit eine politische Option: eine Möglichkeit, die Macht etwa die Denk und Konsumgewohnheiten, aus denen ein Teil unseres Lebens besteht, aktiv zu verändern

Kunst, die wir aus Gewohnheit *als Kunst* erkennen, würde den Sinn von Kunst in Frage stellen und die Wertschätzung ihrer Werke allein an Auktionsrekorden ablesbar machen. Gewohnheiten spielen in der Kunst insofern eine Rolle, indem ihre Macht normalerweise gar nicht auffällt. Gewohnheiten entlasten uns von der Option uns eigene Zugänge zu verschaffen und unterfordern unsere Fähigkeiten eigene Ansprüche auszubilden. (vgl. dazu: Wolfgang Ullrich, *Tiefer hängen. Über den Umgang mit Kunst*. Berlin 2003, S. 48

Eine *Gewohnheit* entsteht indem eine bestimmte Praxis als Effekt einer wiederholbaren Regel - etwas Gleichartiges zu wiederholen - reflektiert und damit möglich gemacht wird. Diese Handlungsweise gehört zu einem allgemeinen impliziten Verfahren, das das XX. Jahrhundert spätestens mit Andy Warhol durch dekliniert hat. Die endlos vielen Bilder, die nur noch gemalt werden, weil es schon andere Bilder gibt, führen nicht unbedingt dazu die Geste des Bildermalens als eine aufregend neue Idee zu entdecken - eher als leere Geste zu bewerten, mit der Bestehendes entwertet und gleichzeitig weder umcodiert werden kann. (vgl. dazu: Wolfgang Ullrich, ebda., S. 90)

Und außerdem: Könnte man die soziale Wirklichkeit einer individuellen oder kollektiven *Gewohnheit* nicht - beinahe notwendig - mit dem Effekt des zur Gewohnheit gewordenen

Reproduzierens auf Seiten der Kunst in Beziehung setzen? In Kunst enthaltene Gewohnheiten in Form einer "Fortdauer bestimmter Denkmuster" bildeten eine übergreifende Fragestellung im Werk von Martin Warnke. In einer Diskussion fragte Warnke 1976 explizit: "Was hat von den ideologischen Mustern überlebt, was wird unbewußt noch mitgeschleppt?" (zit nach: Horst Bredekamp, Politische Ikonologie. in: Jörg Probst Hg. *Politische Ikonologie. Bildkritik nach Martin Warnke*, Berlin 2022, S. 40) 1979 hatte Martin Warnke parallel zur damals modisch gewordenen Postmoderne ein Problem zeitgenössischer Bildtheorie ebenso allgemein wie pointiert formuliert: "*Die Wirkung gilt als die Wirklichkeit. Nicht mehr ... das Original und Unikat liefern die verbindlichen Erscheinungsweisen, sondern die reproduzierenden Medien.*" (Martin Warnke, *Künstler, Kunsthistoriker, Museen*. Luzern, Frankfurt 1979, S. 110) So wie das visuelle Reproduzieren den Status und besonders die Aura einmaliger Originalität entwertet, so gilt dieses ebenso für die soziotemporale Gewöhnung an das Gewohnte: an das immer wieder neu oder anders reproduzierte Wirkung mit dem Effekt ihres langsamen Unkenntlichwerdens.

Gewohnheit und das *Lob der Distanz*

Am Anfang stand das *Implizite*, das weithin Unbegriffene einer *Gewohnheit*. Später kamen Beobachtungen ihrer sozialen *Instrumentalisierung*. Zukünftig beobachten wir *Wirkungen ihrer Effekte*. Wo etwas zur Gewohnheit, zu in sich geschlossenen, ideologischen Handlungsmustern, geworden ist, braucht es manchmal nur einen verblüffend kurzen Moment von Distanz, um dieses Phänomen und deren Effekte als solches (wieder) zu erkennen. Eine Gewohnheit kennt keine Schlußfolgerung, die aus ihr als neue Erfahrung abzuleiten wäre, sondern einzig die Tatsache, dass sie ist, was sie seit langer Zeit bereits war. Könnte eine Gewohnheit deshalb nicht auch als ein geistiger Besitz gewertet werden, den Einzelne sich implizit angeeignet haben?

Eine Gewohnheit ist eben doch mehr als eine bloße Gewohnheit - sie ist eine im Hintergrund mächtige soziale Institution mit allen ihren trägen Effekten, impliziten Wirklichkeiten und sich hieraus neu ergebenden Fragestellungen zu den Risiken und Unwahrscheinlichkeiten in der Kommunikation mit Kunst und Gesellschaft.